

Zitierhinweis

Frantz, Eva Anne : recension de : Miloš Jagodić, Srpsko-albanski odnosi u Kosovskom vilajetu (1878-1912), Beograd : Zavod za Udžbenike, 2009, dans : Südost-Forschungen, --, 68 (2009), p. 670-673, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/58c6d1d3ef3744068973bd3a92a9792e>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Miloš JAGODIĆ, *Srpsko-albanski odnosi u Kosovskom vilajetu (1878-1912)* [Serbisch-albanische Beziehungen im Vilayet Kosovo (1878-1912)]. Beograd: Zavod za udžbenike 2009 (Biblioteka Jazon, 21). 408 S., ISBN 978-86-17-15865-9, US-\$ 30,-

Ein zentrales Thema innerhalb der serbischen historischen Wissenschaften bildet die spätosmanische Geschichte Kosovos bis zur serbischen und montenegrinischen Eroberung im Ersten Balkankrieg 1912/1913 und hier speziell die Beziehungen zwischen Serben und Albanern. Zahlreiche wissenschaftliche und publizistische Werke sowie Quellenpublikationen wurden vor dem Hintergrund der Kosovokrise gerade in den letzten Jahren veröffentlicht, wobei hier durchgängig das Bild gezeichnet wird, die serbische Bevölkerung in Kosovo sei von den Albanern gezielt unterdrückt, getötet und vertrieben worden, während der osmanische Staat dies machtlos geschehen ließ und teilweise auch bewusst förderte.

Auch die jüngere Historikergeneration widmet sich den Fragen nach dem Zusammenleben im spätosmanischen Kosovo. Miloš Jagodić untersucht in seiner Monographie, mit der er 2008 an der Universität Belgrad promovierte, die serbisch-albanischen Beziehungen im Vilayet Kosovo in den Jahren 1878 bis 1912. Als Quellengrundlage dienen ihm unveröffentlichte serbische Dokumente aus den Beständen des Staatsarchivs Serbiens, zu einem geringeren Teil auch des Staatsarchivs Jugoslawiens, des Archivs der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste, des Staatsarchivs der Republik Mazedonien sowie des Archivs des Militärhistorischen Instituts in Belgrad. Ergänzend zieht der Verfasser publizierte österreichisch-ungarische, britische, französische und deutsche diplomatische Berichte in mazedonischer Übersetzung sowie serbische Aktenpublikationen heran. Daneben wertet er narrative serbische Quellen, Reiseberichte und Erinnerungen von serbischen Konsuln, Reisenden und Lehrern sowie eine Reihe von Bevölkerungsstatistiken aus, die vom serbischen Staat veröffentlicht wurden.

Nach einer knapp gehaltenen Einführung (VII-XI), in welcher der Verfasser den Forschungsstand kurz streift, und einem Kapitel über die Schaffung des Vilayets Kosovo, dessen sich mehrmals ändernden administrativen Grenzen und die Verwaltungsorganisation (1-15), ist die Arbeit in sechs Hauptteile gegliedert. Im ersten Kapitel (Der Schutzwall des Reiches, 17-127) gibt Jagodić einen historischen Überblick über den Untersuchungszeitraum 1878-1912. Im Zentrum steht hierbei die Frage nach den osmanisch-albanischen Beziehungen und der osmanischen Politik gegenüber den Albanern, vor deren Hintergrund seiner Meinung nach die Beziehungen zwischen Serben und Albanern gesehen werden müssen. Er argumentiert, die Albaner hätten als loyale und zuverlässige Untertanen eine wichtige Stütze für den osmanischen Staat in dessen Politik gegenüber seinen christlichen Bevölkerungsgruppen sowie den christlichen Großmächten und Balkanstaaten dargestellt. Folglich hätte Abdülhamid II. den Albanern eine Reihe an Zugeständnissen eingeräumt, um diese dauerhaft an das Osmanische Reich zu binden. So interpretiert er auch das mangelnde staatliche Gewaltmonopol in Kosovo als gezieltes Nachgeben der Osmanen, in dessen Folge die Albaner ihre „Willkür“ in der Region ausbauen konnten (51).

Im folgenden Teil (Ungleichheit, 129-181) schildert Jagodić, wie entgegen dem Ziel der Tanzimat-Reformen rechtliche und soziale Ungleichheiten zwischen Muslimen und Nicht-muslimen weiterbestanden. Konkret führt er dies am Beispiel der Serben aus, deren Lage

er gegenüber den Albanern als benachteiligt charakterisiert. Er bezeichnet die mehrheitlich „ungebildeten“ muslimischen Albaner, die gegenüber den Serben feindlich eingestellt gewesen seien, als „fanatisch“ (131) und konstatiert insgesamt eine stark ausgeprägte religiöse Identität der muslimischen Albaner. Diese seien vor den osmanischen Behörden bevorteilt gewesen, dominierten weiterhin Polizei und Gendarmerie und durften im Gegensatz zu den Serben Waffen tragen. Ausführlich diskutiert Jagodić die Agrarverhältnisse, die er mit Tabellen illustriert. Obwohl die grundbesitzenden Aga mehrheitlich muslimisch waren, besaß auch ein kleiner Teil der vermögenden Orthodoxen Land, das von mehrheitlich serbischen Pachtbauern bearbeitet wurde. Die Mehrheit der Orthodoxen und Muslime waren jedoch freie Bauern, die über geringen eigenen Grund verfügten. Insgesamt konstatiert der Verfasser auch hier eine ungleiche Stellung von Albanern und Serben und eine „Überlegenheit“ (181) der ersteren.

Im dritten Hauptkapitel (Verbrechen, 183-224) thematisiert der Verfasser die Frage der Gewalt im spätoosmanischen Kosovo. Hier wertet Jagodić serbische Konsulatsberichte, die genaue Listen von getöteten Serben führten, aus und stellt detaillierte statistische Tabellen für die einzelnen Verwaltungsbezirke zusammen, in denen er pro Jahr nach Toten und Verwundeten sowie nach der Art der Gewalttat (unter anderem Brandschatzung und -stiftung, Viehdiebstahl, Plünderung, Mädchenraub, Vergewaltigung) unterscheidet. Vor dem Hintergrund dieser Daten spricht Jagodić von den „genozidalen Absichten und Praktiken“ (209) der Albaner gegenüber den Serben. Die Gewalt erhöhte sich infolge von außenpolitischen Krisen und Kriegen des Osmanischen Reiches. Der Verfasser betont, dass die Gewalt der Albaner gegenüber den Serben nicht mit derjenigen innerhalb der albanischen Bevölkerung, die auch sehr hoch war, verglichen werden könnte, da diese in dem in der albanischen Gesellschaft existierenden Gewohnheitsrecht und der damit verbundenen Blutrache begründet sei. Darüber hinaus stellt er die These auf, dass die osmanische Verwaltung die Gewalt gegen Serben duldete, dies sogar ein „strategisches Interesse des Staates“ gewesen sei, um eine „religiös-ethnische Homogenisierung“ (183) Kosovos zu erreichen.

Eine Folge der stark ausgeprägten Gewalt war die allgegenwärtige Angst der Serben, der sich Jagodić im folgenden Kapitel mit dem gleichnamigen Titel „Angst“ (225-240) widmet. Diese „Angst vor dem Tod“ (225) habe dazu geführt, dass die Serben ihre Dörfer bzw. ihre Dorfviertel nicht verlassen konnten und ihr Bewegungsraum teilweise extrem eingeschränkt war. Gleichzeitig konstatiert der Verfasser auch für die albanische Seite Angstmomente: Seit dem russisch-osmanischen Krieg 1877/1878 fürchteten die Albaner eine Eroberung der Region durch Serbien und Montenegro sowie die Rache der Serben für die von Albanern begangenen Gewalttaten. Im folgenden Kapitel „Auswanderung und Kolonisierung“ (241-304) argumentiert Jagodić, der osmanische Staat habe seine „Politik der religiösen Homogenisierung“ (241) durch eine gezielte Ansiedlung von Albanern und Muslimen, die „während des Krieges 1877-1878 aus den befreiten Gebieten Serbiens, Montenegros und Bulgariens geflohen waren, wie auch von Muslimen, die nach der österreichisch-ungarische Okkupation Bosnien und Herzegowina verlassen hatten“, gefördert (ebenda). Zum zweiten gaben die Osmanen der serbischen Auswanderung aus Kosovo – aber auch der serbischen Binnenmigration vom Land in die als sicherer geltenden Städte – „Antrieb“ (242), indem sie die „albanischen Verbrechen tolerierten“ (ebenda). Da in vielen Fällen die Auswande-

rung auf albanischen Druck hin erfolgte, könne diese als „Vertreibung“ (244) bezeichnet werden, die „geplant und konsequent durchgeführt wurde, [...] sei es aufgrund materiellen Gewinns, sei es aus Hass“ (304). Im größten Teil dieses Kapitels präsentiert der Verfasser osmanische und serbische Bevölkerungsverzeichnisse, um das Ausmaß der Emigration und die Veränderungen in der ethnokonfessionellen Bevölkerungsstruktur zu illustrieren.

Im letzten Kapitel mit dem Titel „Machtlose Politik“ (305-362) geht Jagodić abschließend auf die Politik Serbiens gegenüber dem Osmanischen Reich und gegenüber der serbischen Bevölkerung in Kosovo ein. Er konstatiert ein zunehmendes Interesse Serbiens an der Region nach 1878, thematisiert das Rivalitätsverhältnis zu Österreich-Ungarn und beschreibt die Eröffnung und die Bedeutung der serbischen Konsulate sowie der serbischen Priester. Da Serbien keinen Erfolg hatte, die Pforte von der Notwendigkeit, bessere Lebensbedingungen für die serbische Bevölkerung durchzusetzen, zu überzeugen, musste, so konstatiert Jagodić, Serbien „nichtlegale“ Methoden anwenden. So wurden Albaner bestochen, damit sie serbische Dörfer bewachten, albanische Räuberchefs ermordet und die serbische Bevölkerung teilweise – aber letztendlich erfolglos – bewaffnet. So sei Serbien gezwungen gewesen, durch einen Krieg veränderte und verbesserte Lebensumstände der Serben durchzusetzen.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um ein tendenziöses Werk eines jungen serbischen Historikers, das sich in seiner Argumentation nicht von bisherigen Arbeiten serbischer Historiker zu diesem Thema unterscheidet. So vielversprechend der Titel des Werkes auch klingt, geht es hier nicht wirklich um eine Rekonstruktion spätosmanischen Zusammenlebens. Vielmehr betrachtet der Verfasser die Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart und zeichnet eine seit jeher bestehende serbisch-albanische Konfliktgeschichte, in der die Serben alleinige Opfer waren. Diese Argumentation wird allein schon in der Titelwahl der Hauptkapitel deutlich. Jagodić rückt die muslimische Gewalt gegen die serbische Bevölkerung in Kosovo in den Vordergrund, stellt diese aber nicht in den entsprechenden Kontext der Vertreibung von muslimischen Bevölkerungsgruppen auf dem Balkan im Rahmen von Kriegen und Staatsgründung im letzten Viertel des 19. Jh.s. So benennt er die im Rahmen des russisch-osmanischen Krieges 1877/1878 von serbischen Truppen ausgeführte Vertreibung der muslimischen, nahezu gänzlich albanischsprachigen Bevölkerung aus dem Sandschak Niš auch nicht als solche, sondern bezeichnet diese als Einwanderung und Ansiedlung. Gleichzeitig betont er, dies sei eine übliche Aktion in Kriegszeiten und durch die Kämpfe provoziert gewesen. Zudem hätten die Muslime nicht den Wunsch gehabt, in christlichen Staaten zu leben. Im serbischen Fall spricht er von Vertreibung, die „kontinuierlich nach dem Krieg stattfand und von einer konsequent durchgeführten Vertreibungspolitik herrührte“ (366). Gerade die Vertreibung albanischer Bevölkerungsgruppen aus dem Sandschak Niš spielte aber eine wichtige Rolle in der Dynamik der serbisch-albanischen Beziehungen in Kosovo. Insgesamt erfährt der Leser kaum etwas über die Mechanismen und gewaltlosen Formen des Zusammenlebens, die auch existierten. Jagodić konzentriert sich zudem fast ausnahmslos auf die muslimischen Albaner. Es wäre jedoch interessant gewesen, gerade über das Zusammenleben von katholischen Albanern und Serben mehr zu erfahren. Insgesamt vermittelt der Verfasser auch in den osmanisch-albanischen Beziehungen ein zu lineares Bild ohne Brüche. So zeigt er etwa nicht die Konflikte in der späteren Zeit der Liga von Prizren (1878-1881) zwischen

den Albanern und dem osmanischem Staat auf. Die Gewalt der Albaner führt er auf deren soziale Verfasstheit in Stämmen und die Bedeutung der Blutrache zurück, wobei hier zu betonen ist, dass in Kosovo mit Ausnahme westlicher Gebirgsgebiete gar keine Stämme lebten, sondern die Gesellschaft in Großfamilien organisiert war. Zwar führt Jagodić auch die Gewalt innerhalb der albanischsprachigen Bevölkerung an, minimiert diese jedoch in ihrer Bedeutung. Auch die Rolle Serbiens in der Gewalteskalation zwischen Serben und Albanern und die Bedeutung der Bewaffnung der serbischen Bevölkerung sind unterbelichtet. Dies ist zu bedauern, da eine Reihe der Argumente von Jagodić durchaus zutreffen. So war Gewalt ein prägender Aspekt des alltäglichen Lebens, die, wie der Verfasser richtig herausstellt, an Intensität variierte und in der Region selbst zu einem großen Teil von Muslimen ausgeübt wurde, ein Aspekt, der in der albanischen Historiographie wiederum zu kurz kommt. Problematisch ist jedoch, wenn, wie im vorliegenden Fall, unpassende, populistische Begriffe verwendet werden und ein einseitiges Bild vermittelt wird. Negativ zu vermerken ist neben einer expliziten Stützung auf serbisches Archivmaterial die relativ kurze Literaturliste. Außer serbischer Literatur wurde abgesehen von einigen englischen Arbeiten zum Osmanischen Reich kaum internationale Sekundärliteratur herangezogen. Die albanische Sichtweise der spätosmanischen Zeit in Kosovo fehlt mit Ausnahme einiger auf Serbokroatisch verfasster Artikel gänzlich. So wurde auch lediglich serbische Erinnerungs- und Reiseliteratur ausgewertet. Die Ortsnamen werden nur in ihrer serbischen Variante wiedergegeben. Methodisch-theoretisch fällt auf, dass Jagodić keinen kritischen Umgang mit bestimmten Begriffen – so etwa Nation/national oder „befreit“ – pflegt und auch auf die Schwierigkeiten einer wissenschaftlichen Verwendung von Bevölkerungsstatistiken nicht eingeht. Die englische Zusammenfassung der Arbeit ist sprachlich katastrophal und hätte vor dem Druck lektoriert werden müssen. Positiv zu verzeichnen sind die Fotografien, ein Verzeichnis der Tabellen und Graphiken sowie das Personen- und Ortsnamenregister.

Wien

Eva Anne Frantz

Ágnes POGÁNY/Eduard KUBÛ/Jan KOFMAN, Für eine nationale Wirtschaft. Ungarn, die Tschechoslowakei und Polen vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2006 (Frankfurter Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostmitteleuropas, 16). 182 S., Abb., ISBN 978-3-8305-1250-9, € 33,-

Dem Wirtschaftsnationalismus, der auch heute noch eine treibende Kraft im öffentlichen Leben der Nationalstaaten Europas sei, müsse mehr Aufmerksamkeit zukommen und dafür benötige man neue, kritischere Bewertungen der historischen Erfahrungen – so die Ausgangsthese des vorliegenden Buches. Wirtschaftspolitische oder ideologische Aspekte der Nationsbildungsprozesse wurden bisher nur begrenzt mit Blick auf die Gegenwart bewertet. Diese vermeintliche Lücke zu füllen, die Aufmerksamkeit der Historiker auf diese Proble-